dem Erstaunen auf diese Gestalten, die an ihrer Tracht die Sonne mitmachten und den Sommer zum Herbst, falten Winter verwandeln. Es ist nicht mehr zu bestreiten, Paris hat es glücklich zustande gebracht: der Sommerpelz ist modern geworden. Beim Derby in Chantilly, unter strahlender Sonne, oder am letzten Sonntag in Auteuil bei schönem, warmem, geradezu schwülem Wetter, sah man mehr als ein Viertel aller Damen mit Pelzen geschmückt. Natürlich keine Pelzmäntel und keine Pelzjacken, nur Pelzstolen und Boas; und nur lichte Farben, Silberfuchs, Weißfuchs, Hermelin und Hellgrau. Pelzarten, Skunks beispielsweise gilt im Sommer als streng verpönt, während die Pariserin nicht zögert, den nicht weniger wärmenden Silberfuchs ohne Bedenken anzuziehen. Dabei wird die Boa, die „Kravatte", nicht mehr eng um den Hals geschlungen: es wäre bei der Hitze nicht auszuhalten. Auch darf das Ende nicht mehr malerisch über die Schulter zurückgeworfen werden: es wäre die Zerstörung der Linie der diesjährigen Mode. Der Pelzkragen wird flach und schlicht über die Schultern gelegt, phantastische Knoten und Verschlingungen sind nicht angängig, der Eindruck wäre sonst zu polaxartig.

Aber auch ohne dies amüsiert sich der Pariser Volkswitz über diese seltsame neue Mode der Sommerpelze, und einige der Damen mußten das in Auteuil auch erfahren. Denn als sie in ihren prächtigen Silberfüchsen die Bahn verließen, hörte man ringsum lachende Zurufe: „Ha, wieder eine, die ihre Pelze angezogen hat, damit die Motten nicht hineinkommen."

Von der englischen Ehescheidung.

Daß Eheschließung und Ehescheidung in England nach recht eigenartigen Bestimmungen geregelt sind, ist seit langem bekannt. Erst vor drei Jahren aber hatte die britische Regierung sich selbst dazu entschlossen, einen Ausschuß eigens zur Untersuchung aber die Wirkungen des herrschenden Ehescheidungsgesetzes einzusetzen, um auf diesem Wege zu einer Reform zu gelangen. Der Ausschuß hat nun seine Arbeiten endlich durch Veröffentlichung eines Berichts vollendet, über den Dr. Dafer aus London in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" eine Besprechung wiedergibt.

Die gegenwärtigen Verhältnisse, wie sie aus diesen Darstellungen hervorgehen, erinnern immer noch stark an die Zustände, die namentlich Dickens in seinen zündenden Romanen gegeißelt hat. Bis zum Jahr 1857 war die Ehescheidung außer für sehr reiche Leute so gut wie ganz unmöglich, da sie außer dem bei den englischen Gerichten stets unvermeidlichen enormen Zeitverlust ein Vermögen von 12 000 Mark kosteten. 1857 kam es zum Erlaß des Gesetzes, das noch heute gilt. Seine Verbesserungen bestanden lediglich darin, daß nicht mehr wie vorher ein Parlamentsbeschluß für die Ehescheidung nötig und außerdem die Einmischung der Kirche bei ehelichen Streitsachen ausgeschlossen sein sollte. Der ganze übrige recht lange und dicke Zopf des uralten Gesetzes blieb bestehen und damit auch der Hauptteil der Nebelstände. Man mag über den Wert einer Erschwerung oder Erleichterung der Ehescheidung denken, wie man will, die in England herrschenden Verhältnisse müssen jedem vernünftigen Menschen geradezu unsinnig erscheinen.

Zunächst gibt es in ganz England nur einen Gerichtshof für Ehesachen, der angeblich nach dem berühmten Muster des Prozesses Jarndyce contra Jarndyce im Dickensschen Roman arbeitet. Noch nie haben die Gerichtskosten für eine Scheidungsklage bei diesem Gerichtshof weniger als 5000 Mark betragen, wobei die Nebenkosten für Rechtsanwalt, Reisen nach London usw. selbstverständlich nicht eingerechnet sind. Will man wenigstens jene Gerichtskosten vermeiden, so kann man der erreichen, indem man eine Versicherung besorgt und unterzeichnet, daß man außer dem Hemd auf dem Leib nicht mehr als 500 Mark sein eigen nennt. Um diese angenehme Aufgabe noch widerwärtiger machen, ist dieser Vorgang insbesondere noch mit der schönen Bezeichnung formu pauperis belegt worden, und pauper bedeutet nach englischer Auffassung ebenso wie in andern Ländern noch etwas Schlimmeres als „arm" oder und zum wenigsten soviel wie bettelhaft. Man kann sich danach vorstellen, was dazu gehört, jemand zur Leistung dieses Eides zwecks Erlangung einer Ehescheidung zu veranlassen, wenn er außer den übrigen hohen Unkosten die Tausende der Gerichtskosten nicht auch noch aufbringen kann.

Der einzige Scheidungsgrund ist in England der Ehebruch, der aber nur von seiten der Frau stets zur Scheidung hinreicht. Beim Mann muß außerdem noch Grausamkeit hinzukommen, deren Beweis im Gesetz aber nicht festgelegt ist, sondern von Fall zu Fall entschieden wird. Es ist jedoch zur Gewohnheit geworden, daß außer Drohungen und Gewalttätigkeit auch Trunksucht unter diesem Begriff verstanden wird. Der sinnlosesste Teil der ehegerichtlichen Praxis in England ist die Bestimmung, daß ein Mann, der wegen Ehebruch der Frau auf Scheidung geklagt hat, diesen Anspruch verliert, wenn ihm selbst ein Ehebruch nachgewiesen werden kann. Dadurch werden gerade solche Ehen von der Scheidung ausgeschlossen, die als der stärkste Hohn auf die Heiligkeit dieses Bundes bezeichnet werden müssen.

Es ist die Frage, ob man es als ein gutes oder als ein schlechtes Zeichen für die Engländer ansehen darf, daß sie solche Gesetzeszustände mit Rücksicht auf die Ehescheidung so lange ertragen haben. Man will nun den von dem Ausschuß gemachten Reformvorschlägen näher treten, aber es läßt sich vorläufig noch nicht ahnen, in welcher Richtung und wie weit es zu durchgreifenden Aenderungen kommen wird.

Lustige Ecke.

Sicheres Zeichen. „Ich glaub, der Rat Beisl will einen Toast ausbringen! . . . Er zerrt schon mit dem Finger am Stehkragen!"

Empfindlich. Herr: „Haben Sie eine Geldsendung für mich?" — Geldbriefträger: „Leider nicht!" — „Warum sagen Sie „leider", bin ich Ihnen etwas schuldig?"

Fiasko. „Hat der Graphologe deine Handschrift gedeutet?" — „Nee, er konnte sie nicht mal lesen!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 27:

„Gericht".

Richtige Lösungen gingen ein 59. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 60. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Arnold Hielscher, E. Hielscher, Frau Hagemann, Georg Stäglich, Arthur Eckert, M. Müller, Charlotte Sällner, Martha Lieske, Paul Lachnit, Fr. Otto Kummer, Ernst Götze, A. Ziese, Frau Eug. Peßler, Artur Hartmuß, Kurt Linke, Richard Reimann, E. Kretschmann, Hedwig Köhler, Bertha Peter, Martha Kanke, Joachim Schultz, L. Heberstreit, A. Schellenberg, Marie Sielzer, Frau Erna Ehrmann, Fr. Lisbeth Langner, Marie Sachse, Frau Albrecht, Auguste Krüger, Lotte Hammerschlag, Erna Pöhle, Rudolf Wolff, F. Heerqeselle, Paul Haber, M. Jentzsch, Fr. Gotze, Gustav Bierbrauer; von auswärts: A. Lehmann, Löberitz, Karl Paul Nadewell, Oskar Dietrich, Wernigerode, Hanny und Werner Pfeffer, Leimbach, Hermann Becker, Dölau, Kurt Schmidt, Schleitau, Fr. Luise Rühlemann, Ermsleben, A. Butzbahn, Nietleben, M. Jenker, Merseburg, Lina Oertel, Breslau, Frau B. Brandt, Mücheln, Frau Klara Ruft, Dölau, F. Heerqeselle, Zörbig, Emmi Schmidt, Döllnitz, Willy Schwarz, Nietleben, G. Bott, Nietleben, Franz Strütz, Bitterfeld, Karl Beiseke, Deßau, Wilhelm Klüßendorf, Ammendorf, Frau Marie Landelhardt, Merseburg, Frau Anna Laue, Bitterfeld, Gertrud Straubel, Dürrenberg.

Die Prämie: Spanische Novellen, Deutsch von Else Otten und R. Speyer entfiel auf **H. Bunschky**, Nietleben.

Charade.

(Dreisilbig.)

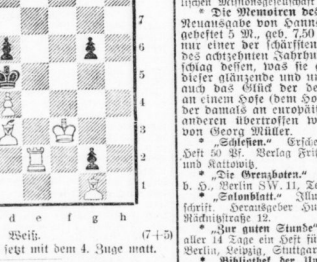
Das Erste ist stets dicht dabei.
Mit einem Ton, da nennt es.
Mit einem Klang gefällt es.
Das Zweit und Dritte ist bald gut,
Bald schlecht, und will man's ändern,
Hat man hierzu das Ganze nicht.
Kommt man zum Ziel durch Glück nur.

Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von W. Fehrn. von Holzhausen in Hanau.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 26.

Zweizüger von E. Ferber in Pfalzburg.

B3. Kg8. Dc5. Se8. Bb5, e6, h3.
Schw. Ke5. Bc5.

1. Dc5—b4, beliebig; 2. Dxe5xd4 Matt.

Vom Büchertisch.

* **Briefe der Liebe.** Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur, gesammelt von Camill Hoffmann. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Preis 2 M. Wie die Großen der Erde sich der ursprünglichsten aller Leidenschaften beugen, wie Könige und Weltweise, Künstler und Staatsmänner, Frauen der großen Welt und arme Mädchen aus dem Volke dem Willen ihres Herzens unterliegen, wie endlich im Wechsel der Zeiten und der Kulturen die Liebe sich immer gleich bleibt: das mit Hilfe der vorliegenden Sammlung nachzuerleben, bereitet köstlichen Genuß. Mit großer Kenntnis und vielem Geschmack hat Camill Hoffmann nahezu 200 Liebesbriefe vereinigt und diese fast unübersehbare Masse mit der Hand des Künstlers in deutlich unterschiedene Gruppen gesondert.

* **Erich Eckert, „Elefanten der Liebe".** Erzählungen, Umschlagzeichnung von M. Schwarzer. Geh. 2 M., geb. 3 M. Verlag von Georg Müller in München. Elefanten der Liebe sind die rieselnsaften Gebilde der Vorstellung, denen die Frau unterliegt, wenn der Eros sie zum erstenmal mit aller Gewalt überfällt.

* **Krieg — mobil 19 . .!"** von **. Preis geheftet 2 M., geb. 3 M. Johannes Baum Verlag, Berlin W. 30. Ein neuer Kriegsroman! Aber einer, der uns auf noch nicht beschrittene Wege führt! Die Atmosphäre ist schon seit einiger Zeit so geladen mit „Krieg und Kriegsgeschrei", daß sie sich ein Ventil sucht. Die bange Erwartung aller, die ihr Vaterland lieben und teure Angehörige zu verlieren haben, findet ihren Niederschlag in der Abwägung der Möglichkeiten eines entstehenden Krieges. Wie wird er enden? Werden wir siegen? — „Krieg — mobil 19 . ." ist so hoch aktuell, stellt den Leser mitten aus den Tagesereignissen so schnell in einen Kampf Deutschlands gegen zwei Fronten, daß man darüber erschrickt, wie nahe wir jeden Augenblick der grausigen Wirklichkeit sind.

* **Schwer erziehbare Kinder.** Ein Ratgeber für alle, die es angeht. Von Gustav Major, Berlin. Verlag Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, Halle a. S. 143 S. Preis 2,50 M. Nicht nur die moralisch schwererziehbaren Kinder geben uns Rätsel und kaum zu lösende Aufgaben auf, sondern auch die körperlich oder geistig sich nicht normal entwickelnden Kinder sind schwer erziehbar, auch sie stellen oft große, ja nicht selten größere Anforderungen an die Geduld, Liebe, Konsequenz, Umsicht und an den psychologischen Scharfblick des Erziehers als die anderen. Wenn man die Anfänge der anormalen oder ungesunden körperlichen, geistigen oder sittlichen Entwicklung der Kinder überseht, wenn man die krankhaften und ungesunden Keime wohl gut pflegt oder als tüchtige Besonderheiten oder Eigenheiten sogar hegt und zum Gedeihen bringt, so ist es später unmöglich, helfend, regulierend und bessernd einzugreifen. Je früher aber die ungesunde oder anormale Entwicklung erkannt und behandelt wird, desto sicherer ist der Erfolg. Und in dieser Richtung will vorliegendes Buch ein Ratgeber sein.

* **Das Deutsche Stadion.** Sport und Turnen in Deutschland 1913. (Eine Denkschrift für das deutsche Volk; 80 Seiten Quer-Quart mit Farbendrucken und vielen Bildern, Preis 1 M. August Rebers Verlag, Charlottenburg.

* **Von Königgrätz bis Stuttgart,** ein Blick in die Zukunft der Habsburger Monarchie, betitelt sich eine soeben im Verlag von Walter Heß, Halle a. S., Anhalterstr. 7, erschienene hochaktuelle Broschüre, die, anknüpfend an die historischen Ereignisse des vorigen Jahrhunderts, eine klare Darstellung der Entwicklung gibt, wie sie in Oesterreich zu neuen Ereignissen drängt.

* **„Schwarz und Weiß in Südafrika",** Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission. Von M. Wilde. Mit 101 Abbildungen und 6 Karten. Missionsinspektor Wilde hat uns an Hand seines Buches einen tiefen Einblick gewinnen in das Leben und Treiben da drüben. Er schildert lebendig und verständlich das Leben der Eingeborenen wie der Fremden, das Reisen, die Kultur und Religion der Eingeborenen, sowie die Gestaltung des Lebens derselben unter dem Einfluß der Kolonisation. Eingehend behandelt er das Arbeitsfeld der Mission und deren Erfolge. Die Bilder, die dem Buche zahlreich beigegeben sind, bringen das Gesagte klar zum Verständnis. Das Buch ist erschienen in der Buchhandlung der evangelischen Missionsgesellschaft in Berlin.

* **Die Memoiren des Herzogs v. Saint Simon.** Neuausgabe von Hanns Floerke. Erster Band, geheftet 5 M., geb. 7,50 M. Saint Simon ist nicht nur einer der schärfsten Beobachter des Franzreich des achtzehnten Jahrhunderts, die uns den Niederschlag dessen, was sie gesehen, hinterlassen haben, dieser glänzende und unerminüdliche Schilderer hatte auch das Glück der denkbar reichsten Gelegenheit an einem Hofe (dem Hofe Ludwig des Vierzehnten) der damals an europäischer Bedeutung von keinem anderen übertroffen wurde. — München, Verlag von Georg Müller.

* **„Schlesien."** Erscheint zweimal monatlich, das Heft 50 Pf. Verlag Fritz und Karl Siwinna, Breslau und Kattowitz.

* **„Die Kreuzboten."** Verlag der Grenzboten G. m. b. H., Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35a.

* **„Sonntagblatt."** Illustr. hochaktuelle Familienzeitschrift. Herausgeber Hugo P. Fetzler, Dresden-A. 3, Nöthnitzstraße 12.

* **„Zur guten Stunde",** illustrierte Familienzeitschrift, aller 14 Tage ein Heft für 40 Pf. Verlag Bong & Co., Berlin, Leipzig, Stuttgart, Wien.

* **„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens."** Neu erschienen sind Band 10 und 11, die, wie immer, reichhaltig ausgestattet sind. Die stattlichen Bände der bekannten Sammlung erscheinen in der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin und Leipzig.

* **„Leipziger Illustrierte Zeitung."** Wöchentlich eine Nummer. Verlag J. J. Weber in Leipzig.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 28 — **Halle a. S., Sonntag, den 13. Juli** — **1913**

Man begehrt meistens nur deshalb Rat, — um sich nicht entschließen zu dürfen. Wer sich entschließen kann, bedarf des Rates selten. Und es ist der beste Rat: jeden auf sich selbst zu verweisen.

Feuchtersleben.

Menschen untereinander.

Lebensbild von **Walter Kaulfuß.**

Ich stand an der Mauer des kleinen Kirchhofes, der dicht am Strande der wogenden Nordsee lag und schaute traumverloren über das weite Meer.

Neben mir wölbte sich ein Grabhügel, abseits von den übrigen, einsam und verlassen. Wer mochte hier an der äußersten Kante des Friedhofes ruhen? War es ein Ausgestoßener aus der menschlichen Gesellschaft? Gar ein Selbstmörder oder eine Selbstmörderin? Nicht nur im Leben, sondern auch im Tode schieden sie sich voneinander.

„Komm", sagte mein Freund, „wir wollen den Ort der Toten verlassen und uns wieder unter die Lebenden mischen."

Wortlos folgte ich. Wir gingen den Weg am Strande entlang zum Dorfe zurück. Unterwegs konnte ich das Grab immer noch nicht vergessen. Ich begann zu fragen. Mein Freund und Begleiter, der die Dorfgeschichten bis in ihre Einzelheiten kannte, nickte, als ich ihn fragte, ob er mir über das sonderbare Grab Aufschluß geben könnte.

Auf mein Bitten hin setzten wir uns auf der Düne nieder und mein Freund begann seine Erzählung.

„Unter jenem Grabhügel, der dir auf dem kleinen Kirchhof auffiel, ruht eine hübsche und vornehme Frau. Sie hatte im Leben Schiffbruch gelitten. Da sie freiwillig aus dem Leben schied, hat man sie abseits an der Mauer zur letzten Ruhe gebettet, wo sie ausruht von einem verfehlten Leben."

„Von einem verfehlten Leben?" fragte ich gespannt.

„Ja, Frau Claire Menzelsdorf war die Frau des steinreichen Rittergutsbesitzers Menzelsdorf, dessen Landhaus du dort in der Ferne in leuchtendem Weiß schimmern siehst. Dreizehn Jahre lang hatten die Eheleute in harmonischer Weise eine Ehe geführt, als das Unglück hereinbrach und alles Glück vernichtete. Menzelsdorf hatte in seinem Landhaus ein Fest gegeben; den Anlaß kann ich nicht mehr mitteilen, er ist mir entfallen. Alle Freunde und Bekannte des Hauses waren eingeladen. Frau Claire war eine reizende Gastgeberin. Ich sehe sie noch heute vor mir, denn ich war mit den Menzelsdorfs bekannt. Alle, die in dem Hause verkehrten, achteten und verehrten die Frau bis, nun bis zu dem Hereinbruch des Unglücks."

„Und von da an war es mit der Achtung vorbei?"

„Ja, leider; obwohl . . ., na, du wirst ja nachher, wenn ich mir meiner Erzählung zu Ende bin, selbst urteilen. Also weiter: Zu jenem Fest war auch ein älterer Herr eingeführt, ein gelehrter Forscher, der sich in aller Herren Länder aufgehalten hatte. Als das Fest schon seinen Höhepunkt erreicht hatte, stand er mit Frau Claire auf der Veranda im Gespräch vertieft. Sie mögen von allem möglichen gesprochen haben. Plötzlich zuckte der fremde Herr zusammen. Was war geschehen? Bei einer Bewegung war Frau Claire das ausgeschnittene Kleid von der Schulter gerutscht. Auf dem linken Schulterblatt war eine rote Narbe, die zickzackartig verlief, sichtbar geworden. Auf den Ausruf des Erstaunens hatte Frau Claire ihren Blick auf das Gesicht des Fremden geheftet, der sich mit dem Handrücken über die Augen fuhr, gleichsam als wolle er eine unangenehme Erinnerung verscheuchen.

„Was ist Ihnen?"

„Wir? — Nichts."

Frau Claire zog das Kleid über die Schulter zurück. Da der Fremde noch immer wie abwesend aufs Meer hinausblickte, drang die Frau in ihn. Von einer bösen Ahnung erfaßt, drang sie in ihn.

„Sie wissen?"

Ein Zittern lief über ihren Körper.

Der Fremde hob sein Gesicht und sah die angstverzerrten Züge der schönen Frau.

„Aber Sie müssen mir sagen, was Sie beim Anblick . . ."

Der Herr wehrte ab.

Frau Claire brach mit einem Aufschrei ohnmächtig zusammen, just in den Augenblick, als ihr Gatte die Veranda betrat. Mit Hilfe einiger Gäste brachte man die Ohnmächtige auf ihr Zimmer, wo sie nach einiger Zeit wieder zu sich kam.

Herr Menzelsdorf aber suchte den fremden Gast auf und forderte von ihm Aufklärung. Was blieb ihm übrig, als den Vorfall zu erzählen.

„Und mit der Narbe? Ich muß alles wissen."

Es mag dem Fremden schwer geworden sein, zu antworten. Aber die Situation erheischte es.

„Vor mehr als zwei Jahrzehnten", begann er, „weilte ich als junger, übermütiger Mensch in einer süddeutschen Stadt. Nach einer abendlichen Bummelei durch Kabaretts und Bars kamen wir in ein minderwertiges Lokal. Da wir in ausgelassener Stimmung waren, ging es hoch her. Bei den Dummheiten, die getrieben wurden, zerbarst mir eine Sektflasche. Die Scherben zerschnitten einem Mädchen das Fleisch auf der linken Schulter . . ."

Herrn Menzelsdorfs Augen schienen aus den Höhlen zu treten. Donnernd war seine Stimme, als er sprach:

„Mein Herr, Sie wollen doch nicht etwa sagen — — — Sie werden mir Genugtuung für die Beleidigung verschaffen, die Sie meinem Hause und der Ehre meiner Frau soeben haben angedeihen lassen."

Noch ehe der andere antworten konnte, stand er allein.

Das Fest wurde jäh abgebrochen.

Einige Tage später fand man Frau Claire mit zerschmetterten Gliedern an dem steilen Felsenabhang auf, der an der Westküste vom Meere bespült wird.

Der Erzähler machte eine Pause.

„Und?" fragte ich.

„Herr Menzelsdorf zog seine Forderung zurück. Er war über Nacht ein gebrochener Mann geworden."

„Warum?"

„Seine Frau hatte ihm gebeichtet. Nach dem Tode ihrer Eltern sei sie von einem jungen Manne verführt und dann elend verlassen worden. Schlechte Gesellschaft habe sie in jene leichtfertigen Kreise gebracht, wo sie bei einem Liebesfest die Verletzung an der Schulter erhielt."

„Also war es wahr, was der Fremde erzählt hatte?"

Mein Freund nickte nur stumm.

„Frau Claire hatte sich aber wieder aufgerafft. Sie hatte ihren Fehltritt tief bereut. Durch Vermittelung bekam sie im Auslande bei einer Herrschaft eine Stellung als Stütze der Hausfrau, Tadellos hat sie sich da geführt. Auf einer größeren Reise lernte sie Menzelsdorf kennen. Seinem Bitten gab sie schließlich nach und wurde seine Frau. Nie hatte sie — so beichtete sie — die eheliche Treue gebrochen. Ihr einziges Verschulden sei, daß sie ihrem Manne ihren Fehltritt verschwiegen hatte."

Hier fiel ich dem Erzähler ins Wort:

„Da man also ihre Vergangenheit nicht kannte, achtete man sie, weil sie ihr Leben nach der Etikette führte. Dann aber, als ihr Fehltritt bekannt wurde, war's damit vorbei?"

„So ist es. Herr Menzelsdorf verstieß seine Frau, die dann in ihrer Verzweiflung freiwillig aus dem Leben schied."

„Die arme Frau", kam es über meine Lippen.

Wir waren aufgestanden und weitergegangen. Schweigsam; mein Freund sprach erst nach geraumer Weile:

„So sind die Menschen untereinander. Ist einer unter ihnen, der einmal vom Wege abgewichen ist, so muß er sein ganzes Leben dafür büßen, auch dann, wenn er bereut und das korrekteste Leben lebt. Es sei denn, daß die Vergangenheit verdeckt bleibt."

Gedenktage der Woche.

13. Juli 1813 Napoleon passiert Halle und äußert sich den ihm am Galgtor begrüßenden Stadtbehörden gegenüber äußert ungnädig über Halle und die Universität.
1816 Gustav Freytag *
1889 Robert Hamerling †

14. Juli 1789 Erstürmung der Bastille in Paris.
1813 Der „Maire" Streiber in Halle erläßt eine mannhafte Vorstellung an Napoleon wegen dessen Strafandrohung.
1817 A. L. G. Baronin v. Staël, Schriftstellerin, †
1884 Deutschland ergreift Besitz von Kamerun.
1904 Paul Krüger, ehem. Präsident von Transvaal, †

15. Juli 1291 Kaiser Rudolf I. †
1606 Rembrandt van Ryn, niederländ. Maler, *
1862 Ludwig Fulda *

16. Juli 1890 Gottfried Keller †

17. Juli 1870 Deutsche Mobilmachungsorder.

18. Juli 1374 Francesco Petrarca, ital. Dichter, †
1875 J. G. Seidl, Dichter, †
1876 Karl Simrock, Germanist, †

19. Juli 1810 Königin Luise von Preußen †
1813 Die Universität Halle wird durch Dekret zum 2. Male aufgehoben.
1819 Gottfried Keller *
1870 Französische Kriegserklärung an Preußen.

Im Sonnensinken.

Skizze von **Wolfgang Kemter.**

Karl und Maria waren die ganze Nacht gefahren. Viele hundert Meilen hatte sie der Eilzug von ihrer Heimat entfernt. Im Morgengrauen verließen sie in der kleinen, verträumten Bergstadt den Zug.

Sorglich geleitete Maria Karl zum Bahngasthause, wo sie einen Imbiß nahmen. Dann gingen sie durch die Stadt, in der das Leben eines neuen Tages langsam zu erwachen begann. Noch lag über all den steilbächigen, eckergesierten Häusern, die von alten Zeiten träumten und über den engen, winkligen, schlecht gepflasterten Straßen Frühmorgendämmerung, und vom schlankaufragenden Turm einer kleinen Kirche klang der Morgengruß und die Mahnung zur Andacht, bevor der neue Tag begonnen wurde.

Karl und Maria, den beiden Großstadtmenschen, war es, als gingen sie durch tiefes Mittelalter, durch eine ferne Zeit, die nur mehr Traum war.

Die Stadt war klein. Sie hatten bald ihr Ende erreicht und begannen im Osten bergwärts zu steigen. In Schlangenlinien führte das Sträßchen hinauf. Als sie zu einer Ruhebank, zwei-, dreihundert Meter über der Stadt gelangten, ging die Sonne auf. Noch lag die Stadt in tiefem Schatten; da blitzte das vergoldete Kreuz auf dem Kirchturme auf, dann erglänzten die kleinen Fenster der Glockenstube, nun entzündeten sich die blanken Spitzen der Blitzableiter, und plötzlich, wie mit einem Schlage, lag blendendes Hochsommerlicht auf der Stadt.

Karl und Maria stiegen Hand in Hand durch den Morgen höher. Mühelos nahmen sie die Steigungen, ruhig und sicher schritten sie, als ob sie keine Erdenschwere spürten, als ob die alle Bande gelöst hätten, die sie mit dem Tale verbunden. Auf ihren Mienen lag eine stille Freude und diese kündete, daß in diesen beiden hell und klar die Sonne war, wie über dem jungen Morgen, daß sie ihr entgegenginen und vorwärts schauten, und keinen Blick mehr für die Vergangenheit hatten.

Je höher sie kamen, desto feierlicher und froher wurde ihnen zu Mute, desto ferner, wie die versinkende Stadt, die nur mehr wie ein Kinderspiel unten lag, schien ihnen alles, was sie an das Tal gekettet, und auch in ihnen mächtig gewesen war, wie in allen, die dort lebten und strebten, von denen Tausende zur letzten Ruhe gingen, ohne je aus dem Gram des Alltags gekommen zu sein. Tausende, in denen unbewußt dieselbe Sehnsucht lag, und deren Seelen im Lebenskampfe erstarben, ehe sie nur ein einziges Mal die Sonne sättigte . . .

Karl und Maria betraten den Hochwald. Abseits des Weges ließen sie sich zu den Füßen alter Tannen im Moose zu längerer Rast nieder. Auf

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130713028/fragment/page=0001

sein ganzen Wege hatte Maria mit kurzen Worten ihrem Gefährten die Landschaft geschildert. Karl zeichnete sie, um vor seinem Geiste ein lebendiges Bild des schönen Berglandes erstehen zu lassen, in denen sie weilten und wanderten.

Schweigend ruhen sie, und ihre Gedanken gingen ruhig noch einmal in die Welt, aus der sie kamen. Gelöst von Freud und Leid, die die Erde wechselnd gibt, glitt im raschen Fluge, wie der Nordsturm dunkle Wolken jagt, ihr Leben vorbei, und so fern schon waren sie ihm, daß es ihnen fremd erschien und sie nicht mehr berührte.

*

Karl war ein Tagelöhnerskind und sein Vater war voller Freude gewesen, daß er seinem Sohn die nächste Stufe zu erklimmen helfen konnte: ein Handwerker zu werden. Sechs Jahre blieb Karl in der finsteren Werkstelle eines Schusters: Stundenlang saß er nach in der Nacht beim Flackerlicht von Talgkerzen, die er mit erspartem Gelde kaufte und zeichnete. Bis sein Meister die Zeichnungen fand und sie einem Kunden, einem bekannten Maler, zeigte. Karl kam auf die Akademie.

Während der Studienjahre starben alle, die ihm näher standen, und auch sein Gönner schloß die Augen. Er errang sich Stipendien zu Reisen und denn stellte er sich auf eigene Füße. Mit dem ersten Bilde, das er ausstellte, hatte er unerwarteten Erfolg, aber Nacht war er kein Unbekannter mehr. Rasch schritt er den Höhen zu, taten sich ihm die Sphären auf, die nur wenige Begnadigte erreichen.

Auf einer Sommerfahrt durch deutsche Heide lernte er Maria kennen, sie war die Tochter eines Heidedorfschirurgen. In diesen einsamen Stunden auf der Heide trat neben seine Kunst die Liebe. Als er im Herbste ging, nahm er Marias Bild nicht nur auf der Leinwand, sondern auch in seinem Herzen mit. Im nächsten Jahre kam er wieder, und im Herbste ging Maria mit ihm . . . .

So ruhig und sicher bewegte sich das Heidekind in der großen Stadt, als ob sie dort geboren wäre. Seine Liebe zu ihr löste restlos das Höchste, was noch in ihm geschlummert hatte. Seiner Kunst war Vollendung beschieden.

Sechs wunderbare Jahre kamen. Die Früchte dieser Jahre hingen in den großen Museen und den vornehmsten Galerien. Mitten im wogenden, brodelnden Meere der Großstadt aber war ihr Heim wie eine Südseeinsel, voll Sonne und blauen Himmels. Nur das Schöne, Hohe, ließen sie zu sich, kein Hachen, der Häßliches, Niedriges bringen wollte, durfte auf ihrem Eiland landen. — — —

Da begann sich ein schwacher Flor vor seine Augen zu legen. Die scharfen Umrisse, in denen er seine Bilder draußen sah, verschwammen, flossen ineinander. Er wandte sich an einen ihm bekannten Arzt. Der riet ihm Ruhe, für ein Jahr vollständige Ruhe an. Mit Maria fuhr er in eine fremde Stadt und ging zu einem Augenspezialisten.

„Was sind Sie?" fragte der Professor nach der Untersuchung.

„Künstler, Komponist," hatte er geantwortet.

„Trogen Sie, was Ihnen das Geschick bringt, und was unabwendbar ist. Das Reich Ihrer Töne wird Ihnen bleiben, wenn es vor Ihren Augen tiefe Nacht geworden."

„Ich erblinde?"

Ruhig hatte er es gefragt, während jeder Nerv in seinem Innern erbebte.

„In drei, vier Monaten," bemerkte der Professor, „ärztliche Kunst kann keine Rettung bringen . . . ."

Einer Täuschung verdankte er die Wahrheit. Als sie heimkamen, da beugten sie sich engumschlungen für Minuten der Schwere des Geschickes wie Halme vor dem Winde.

Maria gewann ihre schöne Ruhe bald. An ihr richtete er sich wieder auf und ging an die Vollendung seines letzten Bildes. Von Tag zu Tag nahm seine Sehkraft ab und die Stunde, in der sie erlöschen würde, war nahe.

Als er den letzten Pinselstrich getan, war ihr Heim voll Sonne.

„Maria, bald werde ich die Sonne nicht mehr sehen."

Wie eine schwere, heiße Woge überkam sie nochmals Mutlosigkeit. Doch rasch verging das Gefühl der Schwäche.

Nun schichteten sie Pinsel und Paletten im Ofen auf und zündeten sie an. Als diese gierigen, roten Zünglein sich höher und höher leckten, war es ihnen, als hätten sie das einzige Schiff, das sie früher dann und wann von ihrer Insel zum Ufer trug, verbrannt. Und als für das letzte Bild sich anderes ein Käufer fand und fremde Männer es davontrugen, da gehörte das Gestern schon grauer Vergangenheit an und lag unendlich weit zurück. Eine heitere Ruhe folgte jedes Weh und nahm der Erinnerung allen Schmerz.

Eines Tages sprach Maria:

„Karl, es wird Zeit, daß wir gehen. Es ist nicht von Belang, ob die Dauer des Glückes, das wir genossen, nach Stunden, Tagen oder Jahren zählt, wir müssen voll Dank und Freude sein, daß es uns beschieden war. Wehr du, noch ich aber würden nach dem Vergangenen ein Leben im Schatten ertragen. Auch für mich erlischt jeder Glanz in dem Augenblicke, wo du nicht mehr sehen wirst. Nun die Sonne sinken will, ist es Zeit zu gehen. Nicht zu sterben. Ich werde durch dich und du durch deine Werke leben. So jung bist du, und schon liegt ein Lebenswerk hinter dir. Das kann mancher Achtzigjährige nicht sagen." — — —

Was sie besaßen, schenkten sie einer Künstlerstiftung. Gestern waren sie gegangen. Ohne Abschied, wie man zu einem Spaziergang geht, waren sie zur Bahn gegangen . . . . der Sonne entgegen.

*

Karl und Maria erhoben sich und stiegen waldaufwärts. Bald standen sie am Rande des Hochwaldes. Durch ein knarrendes, hölzernes Gatter betraten sie eine Alpe, die wie ein Smaragd vor ihnen in der Mulde lag. Mittag war lange vorüber. Mit den Sennen wechselten sie einige Worte, ließen sich frische, kühle Milch geben und setzten dann ihre Wanderung fort.

Stetig klommen sie empor. Kamen an kleinen Bergwiesen vorüber, wo Brunellen, Feuerlilien und Alpenrosen blühten, und hatten dann die Waldgrenze hinter sich. Neben ein paar dürftigen Gräsern

Ebbe und Flut.

Jungfräulein ging am Strand der See,
Ihr war so wohl um's Herz, so weh;
Sie sprach: „Du weites, wildes Meer,
Was treibt so unstät dich umher,
Daß bald in Ebbe, bald in Flut,
Dein Busen wogt und niemals ruht?"

Darauf die See zur Antwort singt:
„Das ist der Mond, der dies vollbringt;
Wann er mir naht auf lichter Bahn,
Dann stürm' ich jauchzend himmelan,
Und fliegt er, zieh'n ihm allgemach,
Die Wellen seufzend, seufzend nach!"

Jungfräulein flüstert still für sich:
„O, Herz, mein Herz, nun kenn' ich dich!
Auch dich bewegt ein hoher Stern,
Dir ewig nah, dir ewig fern.
Du strebst zu ihm empor voll Glück,
Und bebst doch bang' vor ihm zurück!

Laß ebben, Herz, laß fluten, See!
Uns beiden ist so wohl, so weh!
Wenn Liebe nicht die Welt mehr treibt,
Was ist, das ihr noch übrig bleibt?
Kommt, herbe Lust und süße Pein,
Und wiegt mich weich und wechselnd ein."

Franz Dingelstedt.

waren hier nur mehr die niedrigen, verkrüppelten, windzerzausten Legföhren, deren zähe, schlangengleiche Wurzeln über den Felsen krochen, bis sie wieder ein wenig Humus fanden, wo sie sich festfangen konnten.

Die Sonne stand am Abendhimmel, als Karl und Maria den Gipfel erreichten, der weit über seine Nachbarn ragte. In weiter Runde lagen die Täler zu ihren Füßen. Von den Firnen strich ein kühler Hauch über sie hin.

Langsam näherte sich der Sonnenball dem Horizonte . . . Nun — — hatte er ihn erreicht.

„Maria, es ist wie Blut, wie rotes warmes Blut vor meinen Augen."

Leise kam die Antwort:

„Die Sonne sinkt und schleudert ihre Purpurgarben auf die Berge. Alle Spitzen flammen und wir sind mitten in der Glut. In den Tälern liegen längst schon tiefe Schatten, auch auf der Alpe unten ist schon der Abend."

Maria erhob sich und schritt eine kurze Strecke bergab, dorthin, wo aus dem Felsen eine kleine Quelle zutage kam. Sie füllte mit dem kristallenen Naß zwei winzige Becher. Dann senkte sie ein weißes Pulver hinein und ging zu Karl zurück.

„Maria, es ist Nacht, schwarze, finstere Nacht vor mein enAugen."

„Die Sonne ist untergegangen."

Nun leerten sie die Becher — — —

Hirten fanden die zwei am Morgen . . . Der Schein der sinkenden Sonne schien in einem Lächeln auf die erstarrten Gesichter gebannt.

Amor auf Reisen.

Augenblicksbilder von **Egon Roska.**

Im Wagenabteil.

Als er das Wagenabteil betrat, saß sie am Fenster und dachte bei sich: „Gut, daß hier vis-a-vis bereits eine Dame, sonst hätte er sich mir gerade gegenüber gesetzt. An mich heranzurücken, wird er doch wohl nicht wagen. Das wäre zu keck! Nein, nein, er nimmt die Ecke am Eingang ein!"

Er aber dachte: „Wenn sie gar so unnahbar wäre, tät' sie mich im Nichtraucher-Coupé sitzen. Dann wäre sie ins Frauen-Coupé gegangen. Schade, daß die Alte da drüben schon sitzt!"

Und laut sagt er zu der Alten: „Na, Sie sind aber unvorsichtig! So in der Fahrtrichtung zu sitzen! Werden Sie das ertragen können? Wollen Sie nicht lieber hier das Eckplätzchen einnehmen, wo sie rückwärts fahren können?"

„O nein", meint die Alte, „mir schad't das nicht! Steig' doch bei der nächsten Station aus!"

„Der ist aber keck", denkt sie. „Wenn doch nur noch jemand in's Coupé käme. Von der nächsten Station mit ihm allein, das ist mir doch nicht recht angenehm!" Dabei aber schielt sie zu ihm verstohlen hinüber, sieht, daß er doch eigentlich ein ganz netter Mensch ist. Aber keck scheint er doch zu sein, denn hinüber schielend sieht sie, daß er gar nicht zu ihr hinüber schielt, sondern ganz geradeaus auf sie schaut und von oben bis unten mustert.

Sie fühlt die Blicke, sie merkt's, wie sie ganz indiskret ihre Toilette-unterinchen und sogar die Farbe der Strümpfe festzustellen suchen.

Sie ist empört und — erfreut über das Interesse, das sie erregt.

Laut aber sagt sie zum Schaffner, der eben in der Tür erscheint: „Ist denn nicht noch im Frauen-Coupé Platz?"

Der Schaffner antwortet etwas, das aber, da er weiter geht, nicht recht verständlich ist, und so geht sie hinaus, ihm nach.

Nach einer Weile, während welcher sie wohl den ganzen D-Zug durchschritten hatte, kehrt sie zurück und sagt, wie zu der ihr gegenüber sitzenden Alten: „Ist der Zug aber voll!"

Er geht bald darauf hinaus — vielleicht in den Speisewagen, ein Glas Bier trinken, — und als er zurückgekehrt ist, schmunzelt er und setzt sich nicht mehr in die Ecke, sondern in die Mitte der Bank, auf der sie sitzt.

Die Alte steigt aus, er ist ihr sehr behilflich mit dem Gepäck. Dann stellt er sich in die Tür zum Gang, damit von den wenigen Passagieren, die etwa in den Zug steigen, niemand ins Abteil kommt, und sein Bemühen ist von Erfolg begleitet.

„Sehen Sie, Fräulein, sagt er, als der Zug sich in Bewegung setzt, „nun sind wir ganz allein, nun können wir uns ganz gemütlich unterhalten!"

Sie antwortet darauf nicht, sondern schaut zur anderen Seite zum Fenster hinaus.

Als er das zweite Mal sie anredet, schaut sie sich bereits um zu ihm. Auf die dritte Anrede gibt sie kurze Antwort, und auf die vierte eine etwas längere.

Und bald unterhalten sie sich wirklich ganz gemütlich.

Und da die Fahrt sehr lange dauert, so sind sie schließlich ganz nahe aneinander gerückt, damit dem einen kein Wörtlein vom andern entgehen kann. Denn gar so viel sprechen sie nicht mehr, sie tun's nur, wenn sie sich eben gerade nicht küssen.

Und als sie dann gemeinsam aussteigen, sagt er zu ihr: „Siehst du, Liebchen, es war doch gut, daß ich nachgeschaut habe, ob wirklich im Frauen-Coupé kein Platz mehr war. Hätt' ich's nicht mit eigenen Augen gesehen, daß es ganz leer gewesen, „hätt' ich auch nicht gewußt, daß ich dir auf den ersten Blick gefallen hab' und hätt' meine kecke Anrede vielleicht unterlassen!"

Auf den Berger.

Kaum hatte sie sich oben auf der Höhe in dem kleinen Ausflugsrestaurant gesetzt, um eine Erfrischung einzunehmen, und sich von den Strapazen des Aufstieges dabei zu erholen, da tauchte auch er wieder auf.

Kaum wußte sie, ob sie mehr staunen oder ärgerlich sein oder sich geschmeichelt fühlen sollte.

Seit Tagen verfolgte er sie überallhin; seit Tagen wich sie ihm aus, aber so in einer Weise, die dem, dem man ausweicht, zu sagen scheint: es freut mich, wenn du mir folgst.

Das fühlte er auch jetzt wieder sofort, denn er sah, wie bei seinem Anblick ein ganz flüchtiges Lächeln über ihr Antlitz huschte.

Dieses Lächeln sagte ihm, daß sie bereits sein Interesse für sie erkannt hatte, und dieses Lächeln deutete er sich noch kecker, indem er auf ihren Tisch zuschritt, den einzigen, an dem jemand saß, und sagte: „Da ich nirgends sonst Platz finden kann, mein Fräulein, gestatten Sie wohl, daß ich mich zu Ihnen setze?"

Da lachte sie laut und sagte: „Bitte!"

So kamen sie ins Plaudern.

Nach einer Weile sagte sie: „Aber es wäre wohl Zeit, daß man sich die Aussicht ein wenig anschaue. Sie soll entzückend sein!"

„O, sie ist sehr entzückend. Ich genieße sie schon solange ich oben bin."

Sie schaute ihn verständnislos an und sagte: „Wie meinen Sie das?"

„Wie könnt' ich's anders meinen. Die Aussicht, die ich gerade vor mir hab'!" Er blickte sie voll an. „Ich bin nur heraufgekommen, um Sie hier zu sehen!"

„Ei, wollen Sie mir das wirklich einreden?"

„Ei, einreden? Haben Sie nicht gemerkt, daß ich Ihnen schon seit Tagen nachsteige. Ich wäre Ihnen gern noch höher nachgestiegen, so hoch wie möglich. Da unten, da konnten Sie mir ausweichen, hier oben mußte ich Sie endlich erhaschen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe. Sie müssen die Meine werden!"

„So, wenn ich aber nicht will!"

„Sie müssen wollen; ich reiße Sie an mich und lasse Sie gar nicht mehr los!"

„Ei, hieh doch! Das wäre Freiheitsberaubung! Wir sind 1000 Meter hoch über dem Meeresspiegel. Wissen Sie nicht, daß auf den Bergen die Freiheit wohnt!"

Er wußte es, aber er wußte auch, daß, wer so scherzhaft nein sagt, es auch nicht im Ernst meinen kann, und so folgte er, da sie nun aufstand, um die Aussicht zu sehen, wie ein Mann, der seines Sieges gewiß ist.

Sie sah die Aussicht und war voller Entzücken; er sah nur überall sie und war ebenso voller Entzücken, und da er diesem Entzücken beredten Ausdruck verlieh, fand sie ihn scharmant und geistreich und sehr bald unvoreingenommen reizend.

Dann traten sie den Rückweg gemeinsam an.

Als sie unten waren, sagte er: „Man soll doch auf die ganzen Aerzte und die Heilwissenschaft nichts geben!"

„Weshalb?" fragte sie.

„Da behaupten nun immer die Mediziner, wenn man herzkrank ist, soll man keine Berge besteigen!"

„Nun, und!"

„Erst, bevor ich hierauf ging, war ich so herzleidend. Ach, ich glaubte, ich überlebe es nicht. Nun bin ich völlig genesen da oben. Weil ich dich hab'!"—

„Aber, mein Herr —"

„Nichts da, mein Herr —, mein Schatz, mein Lieb!"

„Aber wer sagt Ihnen —"

„Du selbst, Geliebte, hast es gesagt. Auf den Bergen wohnt die Freiheit, hast du gesagt. Bist du nicht mit mir ins Tal gekommen, um dich von mir in Fesseln schlagen zu lassen!"

„Ei, du Schalk!"

Und sie gaben sich im Tal den Liebeskuß.

Der Apfel des Paris.

An der Table d'hote, an der er seit zwei Tagen sein Mittagsmahl einnahm und noch nahezu vier Wochen einnehmen sollte, saßen drei junge Schöne, und er bat sich in seinem Innern, sich zu entscheiden, welcher von den dreien er den Hof machen sollte.

Die Dame war nicht nur schön, sondern sogar blendend schön. Die andere war wohl nicht ganz so schön, aber sie blendete noch mehr durch ihre Toilette und ihren Schmuck, die darauf schließen ließen, daß sie sehr reich sein müsse. Die Dritte war noch weniger schön als die zweite. Sie blendete auch nicht durch Reichtum. Ja eigentlich blendete sie überhaupt nicht. Aber sie hatte etwas, das ihm doch so sehr gefiel; sie war nett, lieb.

Und er sagte sich: in die erste könnte man sich stehenden Fußes ohne jedes Besinnen verlieben. Die Zweite könnte man, wenn man sich mit ruhiger Ueberlegung recht vernünftig die Zukunft ausmalt und alle Eventualitäten „berechnet", zur Frau begehren, der dritten aber könnte man, so meinte er wohl, bis in alle Ewigkeit recht von Herzen gut sein.

Indessen war er von der Schönheit der ersten doch so geblendet, daß er dem Kellner ein Trinkgeld gab, um sich gerade der Schönen gegenüber decken zu lassen.

Und da saß er nun ihr gegenüber und war ganz geblendet. Er fragte sich immer nur, ob's wirklich auch dergleichen in Wahrheit gäbe, solche Augen, solches Haar und diesen Teint!

Und er war so geblendet, daß er nicht einmal, wie es sonst seine Gewohnheit war, wenn er sich zum Essen niedersetzte, zuerst sich die Speisenfolge ansah. Er sah gar nur sie und hatte die Empfindung, daß alle ihr gegenüber häßlich und unansehnlich aussahen.

Plötzlich aber veränderten sich ihre Züge; die schönen großen Augen wurden klein, weil sie sie, wie von Ekel erfaßt, zusammenkniff und gleichzeitig wurde der Mund, der bis dahin so feine, schmale, breit. Die schönen weichen Haare schienen sich unwillig zu sträuben. Ihr Teint, der zarte, rötete sich, und sie rief mit einem Tone, der Entsagen, Ekel und Unwillen zugleich in sich schloß, aus: „Pfui, Leberknödel!"

Er sprang auf, ließ die Table d'hote Table d'hote sein und flüchtete in den Wald. Er fühlte sich sehr unglücklich, und das war noch mehr begreifen, wenn man erfährt, daß Leberknödel seine Leib- und Magenspeise war.

Er hatte aber für einige Tage die Lust verloren, sich um irgendeine der drei Schönen wieder zu bekümmern. Als er endlich doch wieder Lebensmut gefaßt hatte, da gab er wieder dem Kellner ein Trinkgeld und ließ sich gegenüber der Schönen mit den Brillanten decken. Hei, wie die Edelsteine glitzerten und ihn blendeten. Er starrte nur immer auf die blinkenden Steine. Die mußten ja ein Vermögen kosten. Wer solch ein Vermögen mit sich herumträgt, der muß ein viel, viel größeres zu Hause noch als Mitgift haben. Solch einen Goldfisch zu erringen, das ist wohl des Strebens wert.

So saß er in Gedanken, Erwägungen und Berechnungen versunken da, als plötzlich die Schöne mit den Brillanten ausrief: „Ach, schon wieder Leberknödel! Nein, ist das doch hier ein bleibisches Hotel! Ich bin wirklich an ein vornehmeres Menu gewöhnt!"

Diesmal sprang er nicht auf, um in den Wald zu rennen, sondern er aß sein Menu. Aber er aß es garnicht mit Behagen. Er hatte das Gefühl, als ob er sich mit seiner Vorliebe für Leberknödel vor der Brillantendame genieren müßte. Er würgte an den Knödeln, wie wenn ein jeder im Hasse stecken bleiben wollte.

Und als er aufgestanden war von der Tafel, da schienen die Brillanten allen Glanz verloren zu haben und er dachte sich, daß ein Leben neben der Trägerin dieser Brillanten ganz öde, traurig und düster sein müßte.

Ein paar Tage später saß er der dritten jungen Dame gegenüber. Er war durch nichts, weder durch ihre Schönheit, noch durch ihre Brillanten geblendet und war daher imstande, sich mit ihr ganz gut zu unterhalten. Er unterhielt sich so gut mit ihr, daß er nicht einmal sah, wie sie aussah.

Das Gespräch war nicht sonderlich geistreich; man sprach so über Dinge, die einem gerade bei der Table d'hote eben einfallen, so z. B., daß es gerade immer die Leid- und Magenspeisen gäbe, wenn man keinen Appetit habe. „So ist's mir zweimal mit den Leberknödeln gegangen! Aufhängen könnt' ich mich für die, und beide male konnt' ich nicht recht essen!" So erzählte er.

Am anderen Tage saß er wieder der Dritten gegenüber, und da erschien sie ihm wunderbar schön. Die Augen blickten so schelmisch und dabei so gut. Und plötzlich sagte sie: „Haben Sie schon gesehen, was es heute gibt?" — „Nein!" — „Leberknödel! Heute sollten Sie sich aber für die anderen Male entschädigen!"

Und wie die Wirtin die Leberknödel herumreichte und sich das Fräulein nur einen Knödel auftat, da sagte die Wirtin zu dem Fräulein: „Was, gegen dem einen Knödel bestellen Sie Leberknödel! Bloß weil Sie es sich gewünscht haben, mach ich dies Gericht und nun wollen Sie so wenig davon nehmen!"

Das Fräulein machte immer „Pfui!" daß der Herr, ihr Gegenüber, nicht höre, daß sie sein Leibgericht bestellt habe, aber er hatte es doch gehört.

Und da erging es ihm ganz eigen. Auch diesmal wieder konnte er keine Leberknödel essen, und als das Fräulein ihm zurief: „Was, Sie essen auch nicht?" da sagte er: „Ich kann nicht, Sie dürfen es mir schon nicht übel nehmen! Ich krieg' keinen Happen hinunter, bevor ich Sie nicht so recht von Herzen abgeküßt habe. Kommen Sie schnell; wir wollen in den Wald eilen!"

Und das taten sie. Und er aß zum dritten Male keine Leberknödel.

Aus der Welt der Frau.

Die Treue ist etwas so Heiliges, daß sie sogar einem unrechtmäßigen Verhältnisse Weihe verleiht.
Marie von Ebner-Eschenbach.

Es muß auch in des Lebens Glück und Blüten sein Liebende ein richtiger Einklang sein.
Theodor Körner.

Die Dame auf Reisen.

Die Reisezeit ist für die Menschenbeobachter eine Erntezeit, lange Eisenbahnfahrten in die fremden Gegenden, der Aufenthalt im Warteraal, das Leben im Hotel führt jeden mit fremden Menschen in einem Raume zusammen, zwingt das Auge, sich mit den Mitreisenden zu beschäftigen und gern vertrizt sich mancher die unfreiwillige Muße einer langen Fahrt durch eine diskrete Beobachtung der Mitreisenden und durch allerlei Vermutungen über ihr Wesen, ihre Herkunft und ihr Ziel. Und wie schnell lernt man aus tausend kleinen belanglosen Einzelheiten im unfreiwilligen Zusammensein mit fremden Mitreisenden die wirkliche Dame von der unterscheiden, die wirkliche Dame sein möchte. Das beginnt schon beim Betreten des Coupees, zeigt sich in dem Blicke, mit dem der nun einmal stets unwillkommene Neueinsteigende betrachtet wird, zeigt sich in der Verhandlung mit dem Gepäckträger, in der Art, wie dem neuen Gaste Platz gemacht wird und in der Miene, mit der das geschieht. Denn die absolute Herrschaft über die eigenen Gefühle ist das erste Kennzeichen der wirklichen Dame, die unwillkommene Störung wird sich nicht in ihrem Gesichte spiegeln und alle die kleinen Unannehmlichkeiten, die jeder Mitreisende unwillkürlich dem anderen bereitet, werden nichts an der gelassenen Freundlichkeit ihres Gegenüberes ändern. Die vom Schicksal Zusammengeführten erleichtern sich ihr Los, indem sie sich gegenseitig jene unauffällige Rücksicht erweisen, die alle Unannehmlichkeiten mancher Fahrten erleichtern. Die reisende Dame ist sicherlich zurückhaltend, aber nirgends wird der Beobachter an ihr eine hochmütige, abweisende Kälte bemerken.

Aber der einfachste und untrüglichste Maßstab für die Beurteilung wird dem zurückhaltenden Beobachter doch immer die Reisekleidung der Dame sein. Denn die Eisenbahnfahrt ist die beste Probe für den Geschmack und die Kultur der Kleidung, ist der schwerste und zugleich überzeugendste Beweis für die Fähigkeit, Eleganz und Verfeinerung mit ihrem höchsten Ideal, mit Einfachheit zu vermählen. Nie wird die vornehme Dame in einem auffallenden neuen Kostüme reisen; was der Zweck, der Zweckes, Spitzen oder gar tauschende Pleurensen begegnet, wird dem Urteil gefällt sein, noch ehe die Tür wieder ins Schloß gefallen ist. Denn die wahre Eleganz der Reise heißt Einfachheit und Zweckmäßigkeit. Im schlichten Schneiderkostüm erscheinkt die reisende Dame. Schon ein ausgeschnittener Schuh ist in der Eisenbahn ein Zeichen von fehlendem Feingefühl des Geschmackes: und wo auf längerer Fahrt durchbrochene Strümpfe getragen werden, ist die Erziehung zu einer angemessenen Kultur der Kleidung noch unvollendet. In schlichten schwarzen oder braunen Schnürschuhen oder Stiefeletten tritt die Dame ihre Reise an, zu den Strümpfen hat sie ein einfaches, glattes Gewebe gewählt, ihre Hände sind von sauberen, neuen Handschuhen gegen den Kohlenstaub geschützt und nichts wird sie bewegen, während der Fahrt ihre Handschuhe abzulegen. Ein Kleid oder ein Kleidungsstück, das in Abgenutztheit davon erzählt, daß es schon manche Stürme durchlebte und jetzt nur noch auf Reisen, fern von der Stadt, sein Dasein weiter fristet, ist ausgeschlossen. Die Frische und Sauberkeit der Reisekleidung verrät den ganzen Menschen; die Kleidung, der man ansieht, daß sie „für die Reise noch gut genug" war, erzählt von einem Mangel an Selbstachtung und verrät dir, daß dem Gegenüber sich nur für ihre Nachbarn und Bekannten gut kleiden möchte.

Und noch eines beobachtet der Mitreisende an der eleganten Frau: sie weiß, wo sie umsteigen muß und wann sie ankommt, sie hat sich dabeim, im Hotel oder am Schalter informiert und braucht keine Fragen an Mitreisende zu stellen. Sie ist nicht nervös oder weiß ihre Angst, den Anschluß zu verpassen, zu verbergen. Und wenn sie das Coupee betritt, erscheint sie nicht mit Schachteln, Taschen und Paketen beladen, sondern nur mit einer einfachen, unauffälligen, kleinen ledernen Reisetasche, die nicht mehr enthält als die wenigen kleinen Dinge, die man während des Aufenthaltes im Eisenbahnwagen braucht.

„Sommerpelze".

Wenn elegante und geschmackvolle Damen der guten alten Zeit in den sommerlichen Tagen des Jahres die Rennbahnen oder fashionablen Promenaden besuchen könnten, würden sie bei allem Verständnis für die koketten Kapricen der Mode doch verwundert die Köpfchen schütteln. Denn in den letzten Jahren hat sich das Charakterbild der Frauenmoden um einige Züge bereichert, die früher weniger stark zutage traten. Der Hang zum Exotischen und die Neigung zu launischen kleinen Raritäten tummeln sich in einer Freiheit, die früheren Zeiten nicht offen standen. Damals herrschte mit fast pedantischer Strenge das ungeschriebene Gesetz: im Winter schmückt du deinen Hut mit Federn, im Sommer aber mit Blumen. Im Winter legt man Samt an, von Pfingsten ab aber ist das leichte lockere Mousselin Herrscherin der Mode.

Das alles ist vorüber, die Willkür der Phantasie setzt sich über den Ordnungssinn der älteren Generation hinweg, die Jahreszeiten greifen ineinander über, und es ist auch nicht zu leugnen, daß die bunte Vielsältigkeit der Gegenwart manches für sich hat. Aber wenn man jetzt bei den großen Pariser Rennen an warmen, sonnigen Junitagen die eleganten Modedamen mit Pelzen behangen erscheinen sieht, dann blickt der ästhetis der Modeströmungen stehende schlichte Bürger doch mit eine

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130713028/fragment/page=0002